



1946-Churchill in der Schweiz

(zu Seite 6)

Mein Churchill

Als Kinder streckten wir den Bauch vor, machten mit Mittel- und Zeigfinger ein V-Zeichen (von dem wir nicht wussten, dass es «victory» bedeutete) und steckten in Ermangelung einer richtigen Churchill-Zigarre ein Stück Holz in den Mund. Der von den Engländern 1945 abgewählte Kriegspremier wurde bei uns in der unmittelbaren Nachkriegszeit erst eigentlich populär. Churchill war für uns der «Vater des Sieges» und der «Retter der Freiheit Europas».

Als Historiker habe ich mir später ein vielfältigeres Bild des Engländers erarbeitet. Mein Lehrer, Professor Max Silberschmidt, hat auch die hier (Seite 6) vorgestellten Churchill-Studien veranlasst, die sich mit dem unglücklichen Eingreifen des damaligen Kriegsmisters in die russische Revolution und mit dem Schweizer Besuch von 1945 befassen. Es geht dabei um ein besseres Verstehen der Person Churchills und um das Aufdecken von Zusammenhängen, nicht um die Diskreditierung eines Mannes; Professor Silberschmidt ist trotz seines wissenschaftlichen Interesses immer ein Verehrer Churchills geblieben.

Man schmälert das Verdienst eines Staatsmannes ja nicht, wenn man ihn statt als Wundermann mit Zigarre als profilierte Persönlichkeit begreift. Zu Churchills Profil gehört aber auch die Blindheit für soziale und wirtschaftliche Kräfte, wie sie bei seiner Interventionspolitik in Russland zum Ausdruck kommt. Zu Churchills Person gehört ferner eine auch für damals nicht mehr zeitgemässe Vorstellung von der Bedeutung des englischen Imperiums. Aber der Kriegspremier hat als Gegenspieler Hitlers eine weltpolitische Entscheidung mitbewirkt, obschon er äusser der Freiheit auch noch das altersschwache Empire retten wollte. Allerdings – ohne die Hitlersche Herausforderung wäre Churchill wohl kaum eine bedeutende Figur geworden, und die Geschichtsbücher würden ihn vielleicht nur als einen verspäteten Imperialisten erwähnen. Aber gehört nicht zu jeder profilierten Gestalt auch eine ausserordentliche Situation? Was wäre de Gaulle ohne die Resistance und die Algerienfrage? Was Willy Brandt ohne jene verfahrenere aussenpolitische Situation vor der neuen Ostpolitik?

Nicht nur Personen, sondern auch Ereignisse werden oft in einem andern Sinne produktiv, als ursprünglich beabsichtigt war. Churchills Schweizer Besuch von 1946 war von Unternehmen finanziert, die über diese Persil-Aktion wieder besser ins Geschäft mit den Alliierten zu kommen hofften. Der Engländer selbst meinte mit seiner berühmt gewordenen Europa-Rede an der Zürcher Universität keinen wirtschaftlichen Zusammenschluss im Sinne der späteren EG. Er dachte vielmehr an eine machtpolitische Barriere gegenüber der Sowjetunion. Viele seiner begeisterten Zuhörer haben bei jenem Aufruf zur Bildung der Vereinigten Staaten von Europa sogar überhört, dass England sich nicht beteiligen und nur das «Wohlwollen der britischen Völkerfamilie» beisteuern sollte. Die Zürcher Rede ist dann trotz Wirtschaftslobby und Missverständnissen zu einem Impuls für die europäische Einigung geworden.

Willy Schenk

Am 30. November vor hundert Jahren wurde Winston Churchill geboren. Der englische Kriegspremier gilt als der grosse Gegenspieler von Adolf Hitler. Mit der Schweiz kam Churchill bei seinem Besuch im Jahr 1946 in Berührung, als er in seiner berühmten Zürcher Rede zur Bildung der «Vereinigten Staaten von Europa» aufrief. Max Sauter, der an einer Dissertation über den damaligen Schweizer Besuch des englischen Staatsmannes arbeitet, schildert einige wenig bekannte Aspekte jener Tage. Die schweizerischen Spender, die Churchills Reise und Ferien finanzierten, wollten damit ihr etwas angekratzttes Bild bei den Alliierten aufpolieren. Churchills Aufruf zur europäischen Einigung wiederum hängt zusammen mit dem militanten Antibolschewismus des englischen Politikers, dessen Privatkrieg gegen die russische Revolution hier von Fred) Bolt dargestellt wird.

MAX SAUTER

Churchill kommt in die Schweiz

Im Sommer 1946 erschien in der schweizerischen Presse eine kurze Notiz. Darin wurde mitgeteilt, der britische Kriegspremier Winston Churchill komme Ende August in die Schweiz, um mit seiner Frau, der jüngsten Tochter Mary und Charles Montag, seinem Malleslehrer, Ferien am Genfersee zu verbringen. Später wurden noch einige weitere Einzelheiten bekanntgegeben. wesentliche Fragen wurden jedoch gar nicht angesprochen: Wer hatte Churchill eingeladen? War er offizieller Gast der Eidgenossenschaft, oder handelte es sich um einen reinen Privatbesuch? Wollte der britische Oppositionsführer in der Schweiz auch politische Gespräche führen? Hatte Churchill gewünscht, diese Ferien hier zu verbringen, oder war unser Land mehr oder weniger zufällig ausgewählt worden?

Über besondere Beziehungen Churchills zur Schweiz war nichts bekannt. In den Kriegsjahren hatten einige Blätter von seiner Wetterhornbesteigung berichtet, die aber bereits Jahrzehnte zurücklag. In der Vorstellung der meisten Schweizer war sein Name untrennbar mit dem Kampf gegen Hitler-Deutschland verbunden. Nicht zuletzt dank ihm hatte die Schweiz ihre Unabhängigkeit bewahren können. Es stand jedoch nicht fest, ob sich Churchill während des Kriegs auch direkt für die schweizerischen Interessen eingesetzt hatte.

Im Verlaufe des Besuchs kam es dann zu verschiedenen Gesprächen mit schweizerischen Persönlichkeiten. Churchill erzählte, dass Stalin gegenüber der Schweiz eine sehr feindselige Haltung eingenommen und die Schweizer als «Schweine» bezeichnet habe. Vom sowjetischen Diktator sei in der letzten Kriegsp

phase auch ein Vorschlag ausgegangen, schweizerisches Gebiet in die Operationen einzubeziehen, um die Deutschen von allen Seiten einzukreisen zu können. Churchill betonte, dass er alles unternommen habe, um die Verwirklichung dieses Planes zu verhindern. Aus seinen später erschienenen Kriegsmemoiren geht deutlich hervor, dass Churchill der Schweiz gut gesinnt war. Seine Sympathie galt einem Staat, in dem er eigene Ideale verwirklicht sah. Besonders beeindruckte ihn, dass die Schweiz alles daran setzte, ihre Unabhängigkeit – und damit die Menschenwürde des einzelnen Bürgers – zu wahren. Für diese Einschätzung unseres Landes fand Churchill am Ende seines Besuches in einer Ansprache in Bern die einprägsame Formel: «Wilhelm Teil liebte die Freiheit, aber er besass auch eine Armbrust.»

Bern befürchtete Attacke gegen die Sowjetunion

Die deutsche Kapitulation bedeutete für die Schweiz das Ende einer jahrelangen Einkreisung durch die Achsenmächte, und der Sieg der Alliierten brachte die lange ersehnte Erleichterung. Doch zeigte sich schon bald, dass neue Probleme an die Stelle der alten getreten waren. Während der unmittelbaren militärischen Bedrohung hatte die Landesverteidigung im Vordergrund gestanden, politische Auseinandersetzungen hatten nur in sehr beschränktem Rahmen stattgefunden. Jetzt galt es, andere Aufgaben zu lösen, etwa auf dem Gebiet der Sozialversicherung. Besondere Schwierigkeiten befürchtete man für die Wirtschaft, viele erwarteten eine neue weltweite Krise.

Kurz vor Kriegsende war Bundesrat Pilet-Golaz, der Vorsteher des Politischen Departements, zurückgetreten. An seiner Amtsfüh-



rung war immer stärkere Kritik geübt worden. Besonders umstritten war Pilets angebliche Nachgiebigkeit gegenüber Deutschland. Sein Nachfolger Petitpierre wollte für die schweizerische Aussenpolitik ein dauerhaftes Fundament schaffen. Er ging dabei von der traditionellen Neutralität aus, die sich nicht durch Absichtsstehen auszeichnen sollte, sondern durch tatkräftige Hilfe, durch Solidarität. Der neutrale Kleinstaat musste versuchen, mit einer möglichst grossen Zahl von Staaten unterschiedlicher gesellschaftlicher und politischer Ordnung Kontakte zu pflegen, um notfalls seine guten Dienste anbieten zu können.

1945 fehlte jedoch eine ganz wesentliche Verbindung. Seit 1923, der Ermordung des Sowjetdiplomaten Worowsky in Lausanne, herrschte zwischen Bern und Moskau praktisch Funkstille. In schweizerischen Regierungskreisen erwartete man, dass sich eine Normalisierung nach Kriegsende fast von selbst ergeben werde. In dieser Hoffnung sah man sich allerdings bald gründlich getäuscht. Über die grundsätzlich ablehnende Haltung Stalins wurde man ja erst später durch Churchill informiert. So bedurfte es zäher und langwieriger Verhandlungen, um im Sommer 1946 endlich eine Verbesserung der Beziehungen zu erreichen.



Churchill hatte am 5. Mai 1946 im Westminster-College von Fulton (Missouri, USA) eine vielbeachtete Rede gehalten. Darin sprach er sich für einen engeren Zusammenschluss der angelsächsischen Länder aus. Eindrücklich warnte er vor der Gefährdung des Friedens durch die Sowjetunion. Erstmals sprach er vom «Eisernen Vorhang», der die sowjetische Machtsphäre in Europa abgrenze. In Moskau reagierte man auf diese Äusserungen sehr heftig. In der Schweiz wurde befürchtet, eine ähnliche Attacke Churchills während seines Besuchs könnte die eben erst mühsam angeknüpften Beziehungen mit der Sowjetunion bereits wieder gefähr-

den. Diese Sorge war auch der Hauptgrund für einige heute schwer verständliche Entscheidungen.

Überhaupt bestanden interessante zeitliche Parallelen zwischen der Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Sowjetunion und dem Churchill-Besuch. Am 10. September, während der britische Expremier am Genfersee malte, traf der sowjetische Gesandte Kulaschenkow in Bern ein. Am 16. September, einen Tag vor den offiziellen Empfängen Churchills in der Bundesstadt, überreichte er sein Beglaubigungsschreiben Bundespräsident Kobelt. Churchills Anwesenheit selbst

war für die veränderte aussenpolitische Situation der Schweiz kennzeichnend. Während der Isolation der Kriegsjahre waren fast alle Beziehungen zwischen der Schweiz und Grossbritannien zum Erliegen gekommen, was eine gewisse Entfremdung bewirkt hatte. Nun suchten beide Seiten wieder Kontakt. 1946 kamen verschiedene prominente Briten zu privaten Besuchen in die Schweiz, darunter Feldmarschall Montgomery und zwei Minister der Regierung Attlee. Keiner machte jedoch so sehr wie Churchill deutlich, dass der Dialog zwischen beiden Nationen wieder in Gang gekommen war. Churchill wollte den Schweizer

Diese Aufnahme entstand im Privatschloss der Familie Steck von Erlach in Allmendingen, wo der Bundesrat Churchill zum Mittagessen eingeladen hatte. Links von Churchill Bundespräsident Kobelt, rechts aussen Bundesrat Etter

Aufenthalt hauptsächlich für die gemeinsame Arbeit mit seinem Mallehrer Charles Montag nutzen. Das war eine der wenigen konkreten Informationen, die die spärlichen Ankündigungen in der Presse enthalten hatten. Montag (1880-1956), ein gebürtiger Winterthurer, wohnte seit langem in der Nähe von Paris. Ursprünglich selbst Maler, hatte er sich immer mehr dem

Kunsthandel zugewandt und verstand sich als eigentlicher „Botschafter der französischen Kunst“. Mit Churchill verband ihn seit 1915 eine Freundschaft. Er beriet den britischen Staatsmann in Fragen der Malerei und verbrachte mit ihm verschiedentlich gemeinsame Ferien, so nach der Wahlniederlage von 1945 im Haus von Feldmarschall Alexander am Comersee. Damals luden einige Schweizer Verehrer Churchill zu einem kurzen Besuch in unser Land ein. Montag, der schon früher daran gedacht hatte, dem Freund einen mehrwöchigen Schweizer Aufenthalt zu ermöglichen, fühlte sich dadurch in seiner Absicht bestärkt.

Nach dem Krieg besass Churchill kein nennenswertes Vermögen. Zu einem gewissen Reichtum gelangte er erst später durch seine schriftstellerische Tätigkeit. Damals aber bestritt er mit den laufenden Einkünften knapp seine doch ziemlich aufwendige Lebensführung. Montag musste also Gönner finden, die bereit waren, Churchills Ferien zu finanzieren. Er setzte sich im Herbst 1945 mit dem Bankier Claus H. Vogel-Sulzer in Verbindung, von dem er glaubte, er verfüge über die notwendigen beruflichen Voraussetzungen und Beziehungen zur Beschaffung von Geldmitteln. Vogel leitete die «Bank für Anlagewerte» in Zürich, die zum Franck-Konzern gehörte. Er war sofort bereit, die finanziellen und organisatorischen Fragen eines Churchill-Besuchs abzuklären. Dabei unterstützte ihn Primus Bon, der Pächter des Zürcher Bahnhofbuffets.

Sein erstes Ziel erreichte Vogel in verhältnismässig kurzer Zeit, Ende Mai 1946 war die Liste der Spenderfirmen vollständig: Bally, Ciba, Georg Fischer, Geigy, Hoffmann-La Roche, Interfranck/Bank für Anlagewerte, Nestlé, Sandoz, Schweizerische Rückversicherung, Sulzer, Volkart und Zürich Allgemeine.

Die Gründe, welche diese Firmen zu einer Beteiligung veranlasst hatten, waren nicht nur uneigennützig. Die wirtschaftlichen Zugeständnisse, die man während des Krieges vor allem gegenüber Deutschland hatte machen müssen, wurden der Schweiz nun von den Alliierten vorgehalten. Auf «Schwarzen Listen» waren die Firmen aufgeführt, die mit den Achsenmächten Geschäfte getätigt hatten. Im Washingtoner Abkommen vom 21. Mai 1946 hatte sich die Schweiz bereit erklärt, die Hälfte der hier befindlichen deutschen Vermögenswerte den Alliierten zur Verfügung zu stellen. Damit war der wesentliche Durchbruch erzielt worden, im Einzelnen waren jedoch die Beziehungen oft noch sehr verkrampft. Der stark auslandorientierten Schweizer Wirtschaft kam da-

rum ein Besuch Churchills gelegen. Mit ihm sollte sichtbar gemacht werden, dass die alliierten Vorbehalte gegenüber der Schweiz gegenstandslos geworden waren.

Die Spender wollten nicht erwähnt werden

Die Firmen, die Vogel zugesagt hatten, bestimmten je einen Vertreter für ein gemeinsames Komitee. Einige von ihnen hatten Ende 1940 die «Eingabe der 173» unterzeichnet, in der der Bundesrat ersucht worden war, die Presse stärker zu kontrollieren, um keinem Nachbarstaat Anlass zu einer militärischen Intervention zu geben. Bald nach Kriegsende kam es darüber zu einer leidenschaftlich geführten Diskussion. Diese erreichte ihren Höhepunkt Anfang 1946, nachdem die Namen der Unterzeichner veröffentlicht worden waren. Die Petenten wurden vielfach als Landesverräter bezeichnet, manche von ihnen praktisch verächtet. Eine Verquickung dieser Angelegenheit mit dem Churchill-Besuch war nicht erwünscht. Es wurde deshalb darauf verzichtet, die beteiligten Firmen oder ihre Vertreter im Komitee namentlich bekanntzugeben. Aus dem gleichen Grund wurde die Ankündigung des Besuchs äusserst knapp gehalten. Churchill selbst wollte von Anfang an wissen, wer für seinen Besuch aufkomme. Frühzeitig war ihm eine Liste der einladenden Firmen übergeben worden.

Nachdem die Finanzierung geregelt war – das Komitee hatte schliesslich rund 47'000 Fr. zu bezahlen –, musste ein passender Feriensitz gefunden werden. Zuerst hatte die «Villa Suvretta» der Familie Bon in St. Moritz im Vordergrund gestanden, später entschied man sich für das Landhaus «Choisi» in Bursinel bei Rolle.

Das Komitee übte seine Tätigkeit äusserst diskret aus. Seine Angehörigen trafen sich nie zu einer gemeinsamen Sitzung. Vogel orientierte sie in mehreren Rundschreiben über den jeweiligen Stand der Dinge. In der Korrespondenz taucht der Name Churchill kaum einmal auf, er wurde meistens als «unser Freund» bezeichnet. Auch während des Besuchs hielten sich die Komiteemitglieder vollständig im Hintergrund. Nur Vogel wurde einmal nach «Choisi» zum Tee eingeladen.

Doch noch ein Staatsbesuch

Nach aussen verlief der Aufenthalt am Genfersee sehr ruhig. Trotz der Malerei vernachlässigte Churchill die politische Tagesarbeit nicht. Dazu gehörten eine ausgedehnte Korrespondenz und Gespräche mit verschiedenen ausländischen und schweizerischen Persönlichkeiten, darunter General Guisan und Carl J. Burckhardt.

Sehr intensiv beschäftigte sich Churchill auch mit einer Rede, die er gegen Schluss seiner Schweizer Ferien halten wollte. In einem Land, das die Aussöhnung zwischen verschiedenen Sprach- und Bevölkerungsgruppen erfolgreich durchgeführt hatte, beabsichtigte er, über die Zukunft Europas zu sprechen. Montag, den Churchill auch als Kontaktmann zu schweizerischen Behörden und Einzelpersonen einsetzte, meldete dies nach Bern. Der Vorschlag stiess jedoch zuerst auf wenig Begeisterung. Allgemeine neutralitätspolitische Bedenken und die Sorge um die Beziehungen zur Sowjetunion liessen eine solche Ansprache wenig opportun erscheinen. Schlimmstenfalls musste man ja mit einer eigentlichen Brandrede rechnen, deren Aussagen der Schweiz angelastet werden konnten.

Churchill, für den die Schweiz ein polyzentrisches Gebilde war, wollte noch Bern und Zürich besuchen. um sich von der Vielfalt des Landes ein besseres Bild machen zu können. Man einigte sich nun darauf, dass Churchill nicht in der Hauptstadt Bern sprechen sollte, sondern in Zürich. Die Rede sollte für und vor Studenten gehalten werden, so dass zwischen ihr und der schweizerischen Aussenpolitik keine Verbindung hergestellt werden konnte.

Aus Bern und Zürich erfolgten jetzt offizielle Einladungen. Mitgliedern eidgenössischer, kantonaler und städtischer Behörden sollte Gelegenheit zu einer persönlichen Begegnung mit Churchill geboten werden. Man wollte aber auch weiteren Bevölkerungskreisen «ihren» Churchill-III zeigen. Für die verschiedenen Empfänge, die einem Privatmann galten, wurden Programme ausgearbeitet, die sich stark am Zeremoniell von Staatsbesuchen orientierten.

Bereits in «Choisi» standen Churchill zwei hohe Bundesbeamte zur Verfügung, nämlich der Chef des Protokolls, Legationsrat Cuttat, und Oberstleutnant Bracher vom Militärdepartement, der unter anderem die Verbindung zu Bundespräsident Kobelt wahrzunehmen hatte. Bracher war ebenfalls für die Koordination der Sicherheitsmassnahmen verantwortlich. In Bursinel wurde ein grösseres Kontingent der Waadtländer Kantonspolizei eingesetzt, da Churchill ausdrücklich gewünscht hatte, ungestört zu bleiben. Diese Aufgabe konnte ohne ernsthafte Probleme gelöst werden, nur ein paar Neugierige und Reporter mussten ferngehalten werden.

Bedeutend schwieriger war es, Churchill wirksam zu schützen, während er in einer Kutsche oder einem offenen Automobil langsam durch dichtgesäumte Strassen fuhr. In Zürich zeigte sich deutlich,

dass noch viel umfassendere Massnahmen nötig gewesen wären, um die Sicherheit des Gastes einigermaßen zu gewährleisten. Zur Erleichterung aller Beteiligten lief der manchmal wirklich hautnahe Kontakt der Bevölkerung mit Churchill glimpflich ab. Heute, in einer Zeit des weltweiten Terrorismus, wäre eine so unmittelbare Begegnung mit einem gefeierten Staatsmann wohl nicht mehr möglich.

Als Redner wenig erwünscht

Obwohl ein Kompromiss für den Ort der Europarede gefunden worden war, mussten noch andere Schwierigkeiten beseitigt werden. Nicht sehr glücklich ging die Berner Regierung bei der Vorbereitung der Ansprache vor. die Churchill vor dem Rathaus halten sollte. Nachdem zuerst eine Rede an die Berner Bevölkerung vereinbart worden war, wollte man plötzlich Churchill überhaupt nicht mehr öffentlich sprechen lassen. Zu dieser Sinnesänderung trugen aussenpolitische Bedenken wohl ebenso bei wie eine gewisse Ungeschicklichkeit in protokollarischen Fragen. Churchill fügte sich der Entscheidung; nicht sehr begeistert, wie wir uns vorstellen können. Der Regierungsrat kam jedoch auf seinen Beschluss zurück, nachdem auch aus dem Bundeshaus interveniert worden war. Schliesslich durfte Churchill also doch noch sprechen.

Ein besonderes Problem stellte sich den Behörden der Universität Zürich, nachdem feststand, Churchill III wolle in der Aula eine Rede halten. Er sollte bei dieser Gelegenheit geehrt werden; ein Beschluss konnte aber nur schwer gefasst werden, da viele Professoren während der Semesterferien abwesend waren. Churchill selbst hatte nie eine Hochschule besucht und besass vielleicht gerade deswegen einen gewissen Nachholbedarf.

Jedenfalls schätzte er Ehrendoktorwürden, von denen er bereits eine stattliche Anzahl besass. Bereits bei seinen ersten Abklärungen hatte sich Montag erkundigt, ob eine Ehrenpromotion Churchills durch die

Universität Zürich möglich wäre. Aus Kreisen der Professorenschaft war ein gewisser Widerstand spürbar. Dieser war zahlenmässig nicht bedeutend, doch können in allen Fakultäten sehr kleine Sperrminoritäten, manchmal nur eine einzige Stimme, die Verleihung eines Ehrendoktors verhindern. Da man das Risiko einer Ablehnung nicht eingehen wollte, hatte man auf eine Abstimmung verzichtet.

Jetzt stellte sich die Frage der Ehrung erneut. Der Senatsausschuss beschloss schliesslich, Churchill III im Namen der gesamten Uni-

versität (eine Ehrenpromotion wäre nur durch eine einzelne Fakultät erfolgt) durch den Rektor eine «Begrüssungsadresse» überreichen zu lassen. Diese wurde wie ein mittelalterlicher Band einer Klosterbibliothek gestaltet und würdigte in lateinischer Sprache die Verdienste des Staatsmannes. Der Rahmen für Churchills Ansprache wurde ähnlich wie am «dies academicus» gewählt. Dieser Anklang an akademische Traditionen sollte etwas darüber hinwegtäuschen, dass man sich für eine recht ungewohnte Art der Ehrung entschieden hatte.

Galten die Sorgen der Universität der äusseren Form von Churchills Ansprache, so beunruhigte den Zürcher Regierungsrat deren Inhalt. Regierungspräsident Streuli wollte sich «nicht für das Verbot einer solchen Rede aussprechen», er war aber auch nicht bereit, die Verantwortung dafür zu übernehmen. Seiner Meinung nach handelte es sich um eine aussenpolitische Angelegenheit, die in den Kompetenzbereich des Bundesrates falle. In Bern war man allerdings nicht willens, den Zürichern die Verantwortung abzunehmen, da es sich nicht um eine vom Bundesrat organisierte Veranstaltung handelte. Die Zuständigkeitsfrage löste sich aber von selbst, als Montag die Zusicherung abgab, die Rede sei nicht eigentlich politischer Natur und stelle eine Ermunterung der Jugend dar, für den Frieden und gegen den Krieg zusammenzuarbeiten.

Die geschilderten Vorgänge erregten wohl vorübergehend Churchills Unmut, vielleicht fühlte er sich auch persönlich verletzt. Letztlich war ihm aber die Sache wichtiger als Formalitäten. Zudem zeigte er sich seinem Gastland Schweiz gegenüber versöhnlich. Versöhnlicher jedenfalls als gegenüber dem britischen Generalkonsul in Zürich, der Churchill betont unhöflich behandelt und diesen schwer gekränkt hatte.

Gefeierte Gast

Churchills Anwesenheit in Bern und Zürich brachte die Leute «auf die Beine». Jung und alt, Arbeiter und Akademiker feierten den britischen Staatsmann mit der gleichen Begeisterung. Seine Anwesenheit war der richtige Anlass, lang aufgestauten Gefühlen der Verbundenheit freien Lauf zu lassen. Churchill plaus direkt heraus. Sein Verhältnis wurde nicht als der Oppositionsführer seines Landes oder Mann der Fulton-Rede gefeiert.

Man sah in ihm den Politiker, der immer wieder zum Widerstand gegen die Nazierrschaft aufgerufen und ihn selbst in aufopfernder Weise geleistet hatte. Dafür waren ihm unzählige Schweizer dankbar. In Zürich war sein

So war es nicht verwunderlich, ganzes Fahrzeug mit Blumen überdass Churchill überall, wo er sich in sät, aus den Fenstern wurden Bludiesen letzten Tagen seines Besu- mensstöcke zugeworfen, manchmal ches zeigte, Ovationen entgegenge- mitsamt den Töpfen. Den Höhe- bracht wurden. Er genoss das offen- punkt dieser Kundgebungen bildete



Zuschauer warten vor der Zürcher Universität auf das Erscheinen Churchills, der hier am

der Freudentaumel auf dem Zürcher Münsterhof, in den die dichtgedrängte Menge nach einer kurzen Ansprache Churchills geriet. Für die schweizerischen Politiker, die Churchill begleiteten, bedeutete diese Ausgelassenheit ein bisher ungewohntes Erlebnis. Sie wurden von der Begeisterungswelle ebenfalls mitgerissen. Für einen Aussenstehenden wäre es kaum denkbar gewesen, dass manche der Männer, die sich jetzt zusammen mit Churchill feiern liessen, noch vor wenigen Tagen ernsthafte Bedenken geäussert hatten, ihn überhaupt zur Bevölkerung sprechen zu lassen. Er betrachtete jedoch die

Angelegenheit nun als abgeschlossen. So profitierten seine Schweizer Begleiter, denen die neue Art der Begegnung mit der Bevölkerung gefiel, auch unmittelbar von Churchills Anwesenheit. Am Besuch wurde auch Kritik geübt. Einmal durch die schweizerischen Kommunisten, für sie war Churchill seit Fulton wiederum der alte, unversöhnliche Feind ihrer Sache. Die Partei der Arbeit hatte bei einigen Wahlen beachtliche Erfolge erzielt, und auch gemässigte Linkskreise glaubten, eine fruchtbare Zusammenarbeit mit der Sowjetunion sei möglich und damit erstrebenswert. Erst nach der Gleich

lassen. Er betrachtete jedoch die

lassen. Er betrachtete jedoch die



19. September 1946 seine Ansprache an «die akademische Jugend der ganzen Welt» gehalten hat

schaltung der Tschechoslowakei 1948 und der Berliner Blockade im gleichen Jahr kam es später zu einem deutlichen Meinungsumschwung. Die sozialdemokratische «Berner Tagwacht» nahm in mehreren Artikeln Anstoss an der Begeisterung, die Churchill entgegengebracht worden war. Sie verurteilte den grossen Aufwand für einen Mann, der eine «bürgerlich-konservative Staatenfront gegen die sozialistischen Länder, gegen die Sowjetunion, gegen den Sozialismus aufzurichten» wolle. Während des Besuchs war es allerdings zu keinen Kundgebungen gegen den «Klassenfeind» Churchill gekommen. Auch

politisch andersdenkende Leute konnten sich der Faszination nicht entziehen, die von Churchill ausging.

Die Zürcher Rede

Churchills Besuch wäre heute nicht mehr als eine unbedeutende Episode in seinem Leben, hätte er nicht in der Universität Zürich eine grosse Rede gehalten, die entgegen Montags Ankündigung mehr als nur eine «Ermunterung der Jugend» war. Churchill forderte Europa auf, sich auf seine Werte zu besinnen und nach dem Wahnsinn von zwei Weltkriegen einen neuen Anfang zu wagen. Die einzelnen Länder Europas, worunter er auch «die alten Staaten

und Fürstentümer Deutschlands» verstand, sollten sich enger zusammenschliessen.

Den Ausgangspunkt dafür sah er in einer Partnerschaft zwischen Deutschland und Frankreich. Über einen Europarat sollte es zur Bildung «Vereinigter Staaten von Europa» (ohne Grossbritannien) kommen. Churchill sah darin die vielleicht letzte Chance für den Kontinent.

Dieser Appell wirkte in den folgenden Jahren stimulierend auf die Arbeit der Europabewegungen. Wie in Fulton wollte Churchill in Zürich alle nichtkommunistischen Kräfte sammeln, um eine weitere Expan-

sion der Sowjetunion zu verhindern. Bereits gegen Ende des Zweiten Weltkriegs hatte er versucht, diesen Gedanken zu verwirklichen, war aber damit bei Roosevelt nicht durchgedrungen. Die Zürcher Rede war für Churchill jedoch nicht nur ein Instrument, eigene Ansichten zu propagieren und in die Tat umzusetzen. Sie gehört in eine lange Reihe hervorragender Zeugnisse europäischen Denkens, denen gemeinsam ist, dass «Europa» nicht nur als eine geographische Grösse gesehen wird, sondern als eine kulturell und geschichtlich vielfach verbundene Völkerfamilie.

In schweizerischen Regierungskreisen war man natürlich froh, dass Churchill die Sowjetunion nicht namentlich angegriffen hatte, es waren also keine diplomatischen Komplikationen zu befürchten. Eine eigentliche Diskussion von Churchills Vorschlägen fand hingegen nicht statt. Die Begegnung mit der Persönlichkeit Churchill wirkte noch so unmittelbar, dass die Zürcher Rede in den Hintergrund treten musste. An der vorgeschlagenen Staatengemeinschaft wollte sich die Mehrheit der Schweizer nach den Erfahrungen der Vorkriegs- und Kriegsjahre ohnehin nicht beteiligen. Diese Haltung sollte jahrelang die äusserst zurückhaltende schweizerische Europapolitik bestimmen.

Nur in kleinen Schritten erfolgte eine Annäherung. Zuerst durch die Mitgliedschaft in der Organisation für europäische wirtschaftliche Zusammenarbeit (OEEC, später OECD), dann im EFTA-Freihandelsabkommen und schliesslich im Europarat. Die bisher stärkste Bindung zu Europa stellt das seit 1973 gültige Abkommen mit den EG dar, das die schweizerische Neutralität jedoch nicht in Frage stellt.

Heute ist Churchills Schweizer Besuch längst Geschichte. Manche Begleitumstände erscheinen im Rückblick kaum verständlich: die Anonymität des einladenden Komitees, die geringe Bereitschaft, Churchill öffentlich sprechen zu lassen, die nicht erfolgte Ehrenpromotion durch die Universität Zürich. Doch waren die Zeitumstände damals anders. Im Innern fand die Auseinandersetzung mit einer «unbewältigten Vergangenheit» statt, die allerdings nie konsequent zu Ende geführt wurde. Viele Vorgänge der Kriegszeit sind uns erst in den letzten Jahren durch neue Publikationen deutlich geworden. Ausserpolitisch befand sich die Schweiz an einem Wendepunkt. Die erstrebte Universalität der Beziehungen sollte allerdings in der Epoche des kalten Krieges noch manchen Rückschlag erleben. Heute wissen wir, wohin der Weg geführt hat. Während Churchills Besuch war das noch ungewiss.

Der beim Kampf gegen Hitler erworbene Ruhm hat Episoden weitgehend verdrängt, in denen das einseitige machtpolitische Denken Churchills weniger positiv in Erscheinung tritt. Fredy Bolt schildert hier die eigenmächtige Politik des damaligen Kriegsministers Churchill gegenüber der russischen Revolution.

1911 lieferte der englische Innenminister Winston Churchill dem wenig bekannten russischen Terroristen mit Spitznamen «Peter the Painter» in der Londoner Sidney Street eine richtige kleine Schlacht. Churchill stand einer kleinen Armee von Soldaten und Polizisten vor und leitete die Belagerung des Hauses, in dem sich der Gejagte verschanzt hatte, höchstpersönlich. Dieses Engagement trug Churchill den Spitznamen «Napoleon von Sidney Street» ein (seine Napoleon-Verehrung war schon damals bekannt). Dies war Churchills erster direkter Kontakt mit Gegnern des russischen Zaren.

Acht Jahre später, die russische Revolution hatte sich gerade halbwegs etabliert, griff Churchill wieder in die russische Politik ein. Als Kriegsminister startete er die Aktion, die er später selbst «mein privater Krieg mit Russland» nannte. Es war gewissermassen der Versuch, die erfolgreiche Strategie aus der Sidney Street in kontinentalem Ausmass zu wiederholen.

Die ausländische Intervention im russischen Bürgerkrieg

Die russische Revolution im Herbst 1917 brachte das Ausscheiden Russlands aus der Koalition, die gegen die Zentralmächte (Deutschland und Österreich-Ungarn) kämpfte. Dieses Ausscheiden konnte den übrigen Alliierten, vor allem England und Frankreich, nicht gleichgültig sein. Denn erstens befanden sich die russischen Bergwerke zu 90 Prozent, die Industrie und die Banken zu 40 Prozent in nichtrussischem Besitz (Frankreich zum Beispiel hatte ein Viertel seiner Auslandsinvestitionen in Russland angelegt), und zweitens benötigten die Alliierten dringend die Millionen russischer Soldaten und die russische Ostfront in ihrem Kampf gegen die Zentralmächte. Aber diese Ostfront war nach dem Frieden von Brest-Litowsk zwischen der neuen sowjetischen Regierung und Deutschland nicht mehr vorhanden.

Was sollte man tun? Mit den Bolschewiki militärisch zusammenarbeiten? Allein gegen die Bolschewiki intervenieren? Die Konterrevolutionäre unterstützen? Frieden mit Deutschland schliessen und mit Deutschland nach Moskau marschieren? Aus diesem Dilemma resultierte schliesslich eine ziemlich zufällige Politik: Man beschloss, mit der Hilfe von tschechischen und slowakischen Truppen, die von den zarentreuen russischen gefangen



«Der Mann und die Abrüstung» betitelt die Zeitschrift «Punch» diese am 5. Oktober 1921 erschienene Karikatur. Sie nimmt Bezug auf die Abrüstungskonferenz in Washington, an der das britische Kolonialministerium nicht teilnahm. Churchill, dem eine Episode aus seiner Amtszeit als Innenminister den Spitznamen «Napoleon von Sidney Street» eingetragen hatte, beklagt hier den Umstand, dass man ihn entgegen seinem Genius zur Teilnahme an der Abrüstungskonferenz zwingen wolle.

worden waren, eine neue russische Front gegen die Zentralmächte zu bilden. Diese Truppen waren gegen das Versprechen auf Bildung eines tschechoslowakischen Nationalstaates zum Kampf auf der Seite der Alliierten bereit. Man übersah aber ein Detail: Warum sollten die zarentreuen russischen Truppen, die ja ebenfalls mitwirkten, noch gegen Deutschland kämpfen, wenn es doch ihr Russland, das zaristische, vorderhand überhaupt nicht mehr gab? Und weil im Herbst 1918 ohnehin an der Westfront der Durchbruch gelang, stellte sich die Frage jetzt anders: Waren die in Russland stehenden 40'000 Engländer, 80'000 Franzosen, 13'000 Amerikaner und 70'000 Japaner den «loyalen» zaristischen Russen gegenüber nicht verpflichtet, die antideutsche Intervention in eine antibolschewistische umzuwandeln?

Die Verbündeten Englands entschieden diese Frage rasch: Frankreich hätte wohl gerne interveniert (allein schon wegen der französischen Guthaben), hatte aber nicht die militärischen und finanziellen Mittel. Es beschränkte sich darauf, den deutschen Rückzug aus Südrussland zu überwachen, in der Hoffnung, die Ukraine werde «la plus belle colonie de la France». Die Japaner interessierten sich für die Gebiete im Osten des ehemaligen Zarenreiches, und diese waren von den Bolschewiki sicher eher zu haben als von konterrevolutionären Grossrussen. Der liberale amerikanische Präsident Wilson schliesslich wollte die Bolschewiki nicht militärisch be-

kämpfen, weil er damit seine Forderung nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker selber desavouiert hätte.

Der Kriegsminister ohne Krieg

Das englische Kabinett hatte sich in der Russlandfrage noch nicht entschieden, als im Januar 1919, zwei Monate nach dem Waffenstillstand, Winston Churchill Kriegsminister wurde. Premierminister Lloyd George bot Churchill dieses Amt allerdings nicht an, weil er wollte, dass sich dieser mit den russischen Bolschewiki beschäftige. Im Gegenteil: Churchill sollte sich sozusagen mit den englischen Bolschewisten herumschlagen. Denn die schleppende Demobilisierung der britischen Truppen hatte zu Meutereien und grossen Unruhen geführt, und um diese zu bewältigen, hatte man Churchill als «trouble shooter» ins Kriegsministerium geschickt. Churchill war enttäuscht: «Welchen Sinn hat es, Kriegsminister zu sein, wenn es keinen Krieg gibt?» hatte er gefragt, worauf ihm der konservative Parteiführer antwortete: «Wenn wir glaubten, es gäbe in nächster Zeit Krieg, würden wir Sie nicht zum Kriegsminister ernennen.» Churchill sollte dann aber beweisen, dass er durchaus imstande war, sich seinen Krieg zu organisieren¹.

Lloyd George wollte zwar um keinen Preis einen Krieg gegen Lenin und Trotzki: «Unsere Truppen zu entsenden, um Bolschewisten niederzumetzeln, würde heissen, hier (in England) Bolschewisten zu schaffen.» Aber eine positive Alternative hatte er nicht anzubieten. Und so wenig wie Lloyd George wollten sich die übrigen englischen Kabinettsmitglieder, mit Ausnahme Churchills, in der russischen Sache festlegen. Churchill war bereit, alle politischen und militärischen Hebel in Bewegung zu setzen, um die Regierung in Moskau zu stürzen. Die undeutliche Formel, auf die sich das Kabinett geeinigt hatte, nämlich die konterrevolutionären Truppen zu unterstützen, aber die eigenen Truppen zurückzuziehen, gab Churchill einen weiten Spielraum. Acht Monate lang, von Januar bis August 1919, konnte er die englische Russlandpolitik bestimmen, zwar nicht mit Zustimmung seiner Kabinettskollegen, aber solange diese keine Alternative anzubieten hatten, stellten sie Churchill auch keine unüberwindbaren Hindernisse in den Weg.

Churchills antibolschewistischer Krieg

Als Churchill das Kriegsministerium übernahm, standen etwa 40 000 Briten in Russland, vierzehn Monate später waren es nur

¹ Diese These wird ausführlich belegt in dem in diesen Tagen erscheinenden Buch von Alex P. Schmid, «Churchills privater Krieg. Intervention und Konterrevolution im russischen Bürgerkrieg», Atlantis-Verlag, Zürich 1974.

noch 2000. Mit diesen Zahlen versuchte Churchill später, sein Engagement im russischen Bürgerkrieg herunterzuspielen. Aber dieser Truppenabzug war nicht Churchills Verdienst. Er hatte sich mit allen ihm zur Verfügung stehenden politischen und propagandistischen Mitteln dagegen gewehrt und ihn um fast ein Jahr verzögert.

Auf vier russischen Schauplätzen setzte sich Churchill nachhaltig in Szene:

In der Ukraine stand ein «weisses», d.h. grossrussisch-konterrevolutionäres Heer von 100'000 Mann unter General Denikin. Für den Einsatz gegen die roten Armeen des sowjetischen Kriegskommissars Trotzki ermangelte Denikin allerdings so ziemlich jeder Ausrüstung. Der englische Kriegsminister war bereit, alles zu liefern. Die hohen Kosten, die der englische Finanzminister zur Sprache bringen wollte, liess Churchill nicht gelten: Es sei entschieden besser, dieses Kriegsmaterial gegen Trotzki und Lenins rote Tyrannei einzusetzen, als es in den Magazinen vermodern zu lassen.

Diese von Churchill bald vorzüglich ausgerüstete Armee brachte die sowjetischen Truppen einige Male in Schwierigkeiten. Im September 1919 stand Denikin bereits 300 Kilometer vor Moskau und beherrschte die Eisenbahnverbindung nach Moskau. Aber Churchill und Denikin mussten erfahren, dass Bürgerkriege ihre eigene Logik haben: Denikin verlor zusehends an Rückhalt in seinem Hinterland,

denn seine grossrussischen Aspirationen und sein offensichtlich reaktionäres politisches Programm widersprachen den weitverbreiteten anarchisch-bäuerlichen und nationalistischen Forderungen in der Bevölkerung. Denikin versuchte sogar, in den von ihm kontrollierten Gebieten den Grossgrundbesitz wieder einzuführen. Die anarchistischen Freischaren ukrainischer Nationalisten waren neben dem Erstarren der sowjetischen Armeen die Ursache für den schliesslich panikartigen Rückzug Denikins auf die Halbinsel Krim.

Auch die zweite grosse «weisse» Armee, diejenige des Admirals Koltschak in *Westsibirien*, wurde vollständig von Churchill ausgerüstet. Allerdings war hier der Erfolg noch geringer. Denn je länger die Auseinandersetzungen dauerten, desto mehr Soldaten wechselten das Lager; oder wie es ein englischer Beobachter ausdrückte: «Tausende von englischen Uniformen wechseln zu den Roten über, mit Weissen darin.» Für solche Realitäten war Churchill unempfindlich. Obwohl selbst die englische Militärmission bei Admiral Koltschak nach London telegraphierte, dieser «Oberste Herrscher aller Russen» verfolge so ziemlich die reaktionärste und korrupteste Politik, die man sich vorstellen könne und verliere jeden Tag mehr an Rückhalt bei lokalen Behörden, Bevölkerung und Soldaten, erwirkte Churchill von den Alliierten die Anerkennung der Regierung Koltschaks als die legitime russische. Er hoffte, dadurch die Inter-

vention, die nur noch eine rein britische war, wieder zu internationalisieren. Er selber stand weiterhin bedingungslos hinter Koltschak, obwohl gerade dessen (und auch Denikins) grossrussische Ansprüche ein Grund dafür waren, dass sich die russischen Rand- und Grenzstaaten (Lettland, Estland, Finnland, Rumänien, Bulgarien) nicht zur Hilfeleistung an die Konterrevolutionäre entschliessen konnten. Aber der englische Kriegsminister teilte die grossrussischen Zukunftspläne der «weissen» Generäle.

Mit eigenen strategischen Plänen – und nicht nur mit der Finanzierung und Ausrüstung der Konterrevolution – wollte Churchill in *Nordrussland* den Kampf aufnehmen. 14'000 Briten befanden sich bereits in Archangelsk. Das Kabinett beschloss zwar, sie zu evakuieren, sobald das Eis geschmolzen sei, aber es gelang Churchill, diesen Beschluss zu umgehen. Er forderte die Entsendung von 8'000 Freiwilligen, um den Rückzug abzusichern. Der britische Befehlshaber in Nordrussland, General Ironside, wollte zwar keine zusätzlichen Truppen. Aber Churchill wusste es besser und mit ihm auch bald die britische Öffentlichkeit. Durch die von Churchill geschürte Angst konnten die 8000 Freiwilligen in kürzester Zeit gefunden werden. Churchills phantastischer Plan, mit den nun über 20'000 Briten einen Vorstoss nach Westsibirien zu unternehmen, um die Verbindung mit Koltschak herzustellen, versetzte

auch General Ironside ins Staunen, den zwischen Archangelsk und Perm lagen über 1'000 Kilometer Sumpf und Einöde. Aber dies störte Churchill wenig. Den Einwand eines Offiziers, ob er denn überhaupt den Massstab auf der Karte beachte, widerlegte Churchill mit dem Argument, die Kampfmoral der roten Armeen sei schlecht und das Vordringen deshalb nicht schwierig.

Auch hier verschloss Churchill hartnäckig die Augen vor der russischen Realität. Die Kampfmoral der Bolschewiki war bedeutend besser als diejenige der «loyalen» Russen. Ausserdem gab es fast keine «Loyalen». Statt der Million, die man zu rekrutieren gehofft hatte, konnte man 20'000 zwangsausheben. Diese waren in einer Masse «loyal», dass es geboten schien, sie besser nicht einzusetzen.

Als in England durchsickerte, dass die neu entsandten 8'000 Mann an Offensivaktionen mitwirkten und von einem Rückzug nicht mehr die Rede war, piff das Kabinett Churchill ein erstes Mal zurück. Im Herbst wurden die Truppen aus Nordrussland abgezogen. Ursprünglich hatte man beabsichtigt, die «loyalen» Russen vorher noch zu entwaffnen, um zu verhindern, dass sie mit den Waffen zu den Bolschewiki überliefen. Aber man beschränkte sich dann darauf, die Munition und die Lastwagen, die man nicht mitnehmen wollte, in der Dwina zu versenken . . .

Noch ein viertes Eisen hatte Churchill im Feuer: *Petrograd*. Das heutige Leningrad war der am ehesten zu erobernde sowjetische

Stützpunkt. Für diese Stadt interessierten sich nicht nur Churchill und der «weisse» general Judenitsch, sondern auch die Finnen und einige deutsche Heerführer, die im Baltikum ihre privaten Kriege weiterführten. Dies wäre eine Chance gewesen, eine antibolschewistische Koalition herbeizuführen. Aber dem englischen Kriegsminister kam hier nicht nur Trotzki in die Quere, der den Widerstand in Petrograd organisierte. Auch seine Freunde Denikin und Koltschak konnten nicht bewegt werden, ihre grossrussischen Ansprüche auf Finnland und die baltischen Staaten aufzugeben (Churchill legte es ihnen auch nicht nahe). So erhielt Judenitsch die Hilfe der Finnen und Balten nicht, und die der Deutschen wollte er nicht. Churchill rüstete immerhin entgegen dem Willen des Kabinetts eine weitere konterrevolutionäre Armee aus und sorgte für Unterstützung durch die englische Marine. Aber am Misserfolg der Belagerung Petrograds konnte dies nichts ändern.

Retter der russischen Revolution?

Ein Jahr nachdem Churchill seinen antibolschewistischen Kreuzzug gestartet hatte und als die Lage der Konterrevolutionäre hoffnungslos geworden war, übernahm Lloyd George selbst wieder die Führung in der britischen Russlandpolitik. Die innenpolitische Erregung über die Russlandpolitik war ihm zu stark geworden. Er erinnerte Churchill daran,

dass dessen eigenwillige Auslegung und Umgehung der Kabinettsbeschlüsse England rund 100 Millionen Pfund gekostet hatten, was der Hälfte des englischen Budgets vor dem Ersten Weltkrieg entsprach. Aber Churchill hatte seine Russlandpolitik nicht ohne Rückendeckung betrieben: Hinter ihm stand die Mehrheit des englischen Parlaments, in dem die Geschäftsleute, die City of London, dominierten. Und diese stimmten aus geschäftlichen Gründen mit Churchills Beurteilung des Bolschewismus überein. Doch auch sie mussten dem Druck der Bevölkerung nachgeben, die nicht mehr gewillt war, Churchills abenteuerliche Politik hinzunehmen. Trotzki scheint die englische innenpolitische Szene besser gekannt zu haben als sein Gegenspieler Churchill: «Gegen uns kämpft das England der Börse, das niedrige und ehrlose England. Das werktätige England, sein Volk, ist mit uns.»

Churchill hat die russische Revolution kräftig mitgeformt, paradoxerweise vielleicht sogar gerettet. Durch seine Waffenlieferungen für Hunderttausende von Konterrevolutionären zwang er die sowjetischen Führer, eine starke Armee aufzubauen und das von ihnen kontrollierte Gebiet nach Möglichkeit auszuweiten. In die gleiche Richtung wirkte Churchill, indem er die «weissen» Generäle in ihrer kompromisslosen Haltung bestärkte. Die weikommissbereitere sowjetische Regierung wurde so gezwungen, den Kampf bis



Häuptling Winston mit dem Ohr an der Erde. Die am 23. Januar 1920 im «Daily Express» erschiene Karikatur lässt Churchill in der Sprechblase sagen: «Psch – ich glaube im Osten einen kleinen Krieg kommen zu hören.» Damals war der polnische Angriff auf Russland gescheitert, und die Russen drangen im Gegenschlag in Polen ein. Für ein paar Wochen sah es so aus, als könnte es in Europa nochmals zu grösseren Kriegshandlungen kommen.

zum für sie erfolgreichen Ende durchzustehen. Die Bolschewiki wurden sozusagen erst durch Churchill zu Grossrussen; der neue sowjetische Nationalismus hätte sich andernfalls wohl nicht so rasch ausgebildet.

Vor der Intervention fehlte den sowjetischen Führern ein Konzept zum Aufbau eines sozialistischen Staates. Es bildete sich erst unter dem gewaltigen Druck, den die Intervention mit sich brachte, und bewirkte Zentralisierung, Militarisierung und Terror. So hat Churchill auf die weitere Entwicklung der Sowjetunion wahrscheinlich entscheidenden Einfluss genommen. Aber die Sowjetunion ging gestärkt, Churchill ziemlich geschwächt aus der Auseinandersetzung hervor.

Churchills Hass

Churchill hatte sich seine Bildung und sein Gesellschaftsverständnis aus den Klassikern der englischen imperialen Geschichtsschreibung geholt. Ihnen entnahm er seine heile Welt. Einen politischen und sozialen Umbruch wie die russische Revolution, in der die Kontinuität von

Politik, Verfassung und Recht so radikal in Brüche ging und vom alten Russland sozusagen nur noch das Territorium blieb, konnte Churchill nicht begreifen. Sein Denken vollzog sich in Begriffen wie Staat, Nation, Imperium, aber nicht in Begriffen von sozialen Veränderungen. So sah er in Lenin und Trotzki simple Verräter an der gemeinsamen Sache, dem Kampf gegen Deutschland.

Bolschewisten – das waren für Churchill «eine Bande von kosmopolitischen Verschwörern, zusammengelaufen aus der Unterwelt der grossen Städte Amerikas und Europas . . . Diese pestilenzgleiche Verschwörerbande trachtet fortlaufend danach, alle zivilisierten Länder zu vernichten und alle Nationen in das gleiche Elend zu bringen, in das sie das grosse russische Volk gestürzt haben.»

Churchill pflegte sich zu rühmen, Weltereignisse danach zu beurteilen, ob sie bolschewistisch oder antibolschewistisch seien. Dies ist ihm nicht immer gut bekommen, vor allem nicht im Umgang mit dem Faschismus. 1927 attestierte er

Mussolini, dieser habe mit dem Faschismus «das heiss ersehnte Gegenmittel gegen das russische Gift» gefunden. Und weiter erklärte er vor der italienischen Presse: «Wäre ich Italiener, so bin ich sicher, dass ich aus ganzem Herzen Ihren so erfolgreichen Kampf gegen die bestialisches Gelüste und Leidenschaften des Leninismus mit ausgefochten hätte.» 1944 allerdings hatte Churchill seine Meinung – wenigstens Mussolini betreffend – geändert: Aus dem «bedeutenden Staatsmann» war ein «Vieh» geworden.

Leo Trotzki, Churchills unmittelbarer Gegenspieler während der Intervention in Russland, bedeutete ihm zeitlebens die Personifikation aller Abscheulichkeiten des Bolschewismus. In Churchills Auffassung der russischen Revolution war es Trotzki, der den Zaren ermordete, der die Grossfürsten marterte und der «schäumte, knurrte, murrte, biss und intgierte». Dieser Trotzki war offenbar kein Mensch, sondern ein wildes Tier, das sich in einer tierischen Welt herumtrieb: «Die Affen hatte seine Beredsamkeit nicht überzeugt, und die Wölfe, die sich während seiner Herrschaft so bemerkenswert vermehrt hatten, konnte er auch nicht für seine Zwecke einspannen.» Und deshalb habe Trotzki die Armen gegen die Reichen gehetzt, die Verelendeten gegen die Armen und letztlich die Kriminellen gegen die Verelendeten.

Anders Stalin: Ihm hielt Churchill – wenigstens bis 1945 – zugute, dass er das Konzept des «Sozialismus in einem Lande» vertrat, also darauf verzichtete, den Bolschewismus in Churchills «zivilisierte Länder» zu exportieren. Churchill begrüsst denn auch die Säuberungen in den dreissiger Jahren. Zwar ekelten auch ihn die Schauprozesse, aber im übrigen geschehe «diesen Schurken, die Tausende ins Verderben gestürzt haben», durchaus recht. Stalins Politik empfand er freudig als «entscheidenden Schritt weg vom Kommunismus», als «Umschwung nach rechts» (und dürfte sie damit auch richtig eingeschätzt haben).

Anders als die internationalistisch gesinnten Intellektuellen Lenin und Trotzki mit ihrer Fähigkeit zu scharfsinnigen Analysen und Kritiken sowie ihrer umfassenden Bildung verkörperte Stalin eher den traditionellen nationalistischen Machtpolitiker, sich schwerfällig, mit hohlem Pathos ausdrückend, unfähig zu einer originellen Weiterführung sozialistischer Theorien. Er war darin Churchill nicht unähnlich, denn auch dieser hörte lieber sich selbst als andere sprechen, auch dieser griff oft zu ziemlich plumper Demagogie und wiederholte jahrzehntelang dieselben Klischeevorstellungen. So verstand Churchill Stalin auch viel besser als Lenins und Trotzkis politische Vorstellungen. Dies gereicht Churchill kaum zum Lob. Aber es gab in den letzten fünfzig Jahren Situationen, in denen diese Wesensverwandtschaft der beiden Politiker wichtig war.